

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen.

Liebe Gemeinde,

seit zwei Wochen ist die Ausstellung „Neue Anfänge nach 1945?“ nun schon in dieser Gemeinde zu sehen. Flankiert wird sie von etlichen Veranstaltungen, in denen aus z.T. ganz unterschiedlichen Perspektiven die Frage in den Blick genommen wird, inwieweit das Jahr 1945 einen wirklichen Wendepunkt in unserer deutschen Geschichte darstellt.

Wie gut, dass damit – mit der Ausstellung wie auch mit dem Begleitprogramm – der Blick auf ein geschichtliches Erbe gerichtet wird, das von vielen unserer Zeitgenossen verdrängt wird – mit all den Folgen, die eine solche Verdrängung mit sich bringt: dem sich vielerorts artikulierendem rechtspopulistischen Gedankengut, der Ablehnung von Geflüchteten, der Islamophobie, dem Antisemitismus.

Dieser Blick konfrontiert uns damit, dass wir in einer Geschichte beheimatet sind, zu der auch Gewalt und Krieg gehören. Dabei denke ich insbesondere an die Ermordung von Millionen Jüdinnen und Juden in der Shoa. Bei dem Blick auf die Geschichte des Zweiten Weltkrieges, der von Deutschland ausging, wird uns all das durch ihn verursachte Leid vor Augen geführt.

Wie können wir mit diesem Erbe angemessen umgehen?

Ich möchte versuchen, auf diese Frage zwei Antworten zu geben:

Die erste Antwort lautet: Wir sollen der Menschen, die auf unterschiedliche Art und Weise Opfer von Gewalt und Krieg geworden sind, gedenken. Würden wir nicht der Opfer vergangener Zeiten gedenken, würden wir ihnen – zusätzlich zu all dem Leid, das sie erlebt und erlitten haben – posthum ihre Würde absprechen. Dieses Gedenken bezieht sich auf Verstorbene, deshalb wird es oft als ‚Totengedenken‘ bezeichnet. Es darf die Lebenden jedoch nicht ausklammern; wir haben auch derer zu gedenken, die bei uns durch Hass und Gewalt gegen Fremde zu Opfern geworden sind und es auch heute noch werden, Tag für Tag.

Die zweite Antwort auf die Frage, wie wir mit diesem Erbe angemessen umgehen können, lautet: Trauer um die Opfer von Gewalt und Krieg.

Beides – Gedenken wie Trauer – muss in Worte gekleidet werden, wenn es konkret werden soll. Angemessene Worte zu finden, ist oft schwer. Das zeigt das Beispiel der so genannten Stuttgarter Schulderklärung. Diese Schulderklärung wurde am 18./19. Oktober 1945 abgegeben. Der geschichtliche Anlass für die Formulierung dieser Erklärung war das Treffen des Rates der kurz zuvor – nämlich am 31. August 1945 – gegründeten Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) mit Vertretern des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) am 18./19. Oktober in Stuttgart. Diese hatten von den deutschen Kirchen eine Schulderklärung gefordert. In dieser Erklärung heißt es: „Mit großem Schmerz sagen wir: Durch uns ist unendliches Leid

über viele Völker und Länder gebracht worden. Was wir unseren Gemeinden oft bezeugt haben, das sprechen wir jetzt im Namen der ganzen Kirche aus: Wohl haben wir lange Jahre hindurch im Namen Jesu Christi gegen den Geist gekämpft, der im nationalsozialistischen Gewaltregiment seinen furchtbaren Ausdruck gefunden hat; aber wir klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“ Mit dieser Schulderklärung waren die Vertreter des Ökumenischen Rates der Kirchen im Großen und Ganzen zufrieden. Wir müssen uns jedoch die Frage stellen: Können wir heute auch noch mit dieser Erklärung zufrieden sein?

In der Vergangenheit ist oft an dieser Erklärung Kritik geübt worden. Diese Kritik entzündete sich in erster Linie an der mangelnden Konkretion der Aussagen, die in der Erklärung gemacht wurden. Dies macht deutlich, dass dieser Text das Ergebnis eines Kompromisses ist. Ich lese einen der Kernsätze der Erklärung noch einmal: „Mit großem Schmerz sagen wir: Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden.“ Die hier verwendeten Formulierungen waren Anlass für so manche kritische Rückfrage. So wurde gefragt, wer mit dem „wir“ gemeint sei – die Unterzeichnenden, die Kirchen oder sämtliche Deutschen? Des weiteren wurde gefragt, warum in diesem Schuldbekenntnis das recht aussagegeschwache Verb „sagen“ Verwendung fand statt des Verbs „bekennen“. Der Hinweis auf „viele Völker und Länder“ erschien vielen Kritikern auch nicht konkret genug. Die Verbrechen am jüdischen Volk wurden in der Erklärung mit keiner Silbe erwähnt. Die Selbstanklage „Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben“ bot verständlicherweise ebenfalls Anlass zur Kritik, besagt sie doch im Grunde, dass mutig bekannt, treu gebetet, fröhlich geglaubt, brennend geliebt wurde – nur eben nicht mutig genug, nicht treu genug, nicht fröhlich genug, nicht brennend genug. Wenn dies die Unterzeichnenden, die zum Teil KZ-Haft haben erdulden müssen, über sich selbst sagen, kann dies für uns heute nur Anlass zu Anerkennung und Bewunderung sein. Sagen sie dies jedoch hinsichtlich der Mehrheit der Christinnen und Christen im nationalsozialistischen Deutschland, so ist diese Aussage mit einem deutlichen Fragezeichen zu versehen. Diese Anfrage ist auch an die Darstellung der Rolle der Kirche in der Erklärung zu richten. Es heißt dort: „Was wir unseren Gemeinden oft bezeugt haben, das sprechen wir jetzt im Namen der ganzen Kirche aus: Wohl haben wir lange Jahre hindurch im Namen Jesu Christi gegen den Geist gekämpft, der im nationalsozialistischen Gewaltregime seinen furchtbaren Ausdruck gefunden hat ...“. Auch diese Aussage gilt für die Kirche im nationalsozialistischen Deutschland in ihrer überwiegenden Mehrheit so sicher nicht.

Fragen wir heute nach einer angemessenen Wertung der Stuttgarter Schulderklärung, so müssen wir dies kritisch anmerken – insbesondere das Fehlen jeglichen Hinweises auf die Schuld

am jüdischen Volk; die kirchliche Mitschuld an der Wegbereitung zur Shoa wird mit keinem Wort zur Sprache gebracht.

Bei diesen Hinweisen kann es jedoch nicht darum gehen, dass wir uns – gleichsam unter Ausnutzung einer mehr als fragwürdigen „Gnade der späten Geburt“ – über die Verfasser und die von ihnen formulierte Erklärung besserwisserisch erheben. In der damaligen Zeit war die Formulierung gerade dieser Erklärung zweifellos eine große Leistung und ein wichtiger Schritt, um als Evangelische Kirche in Deutschland wieder einen Platz in der weltweiten Gemeinschaft der Christenheit einzunehmen. Aber dennoch sei die Frage gestattet, ob es nicht möglich gewesen wäre, im Rahmen dieser Erklärung die Mitschuld von Christinnen und Christen in der Zeit des Nationalsozialismus deutlicher zu benennen – zumal dies von katholischer Seite geschehen ist. So heißt es in dem Fuldaer Hirtenbrief, der am 23. August 1945 – also noch vor der Übergabe der Stuttgarter Schulderklärung an die Vertreter des ÖRK – der Öffentlichkeit übergeben wurde: „Wir beklagen es zutiefst: Viele Deutsche, auch aus unseren Reihen, haben sich von den falschen Lehren des Nationalsozialismus betören lassen, sind bei den Verbrechen gegen menschliche Freiheit und menschliche Würde gleichgültig geblieben; viele leisteten durch ihre Haltung den Verbrechen Vorschub, viele sind selber Verbrecher geworden.“

Wie gehen wir jetzt – über sieben Jahrzehnte nach Ende des Zweiten Weltkrieges – mit diesem Befund um? Welche Konsequenz ziehen wir aus diesen Beobachtungen und Überlegungen?

Die Konsequenz kann – wie bereits gesagt – nicht sein, die Stuttgarter Schulderklärung anhand von Maßstäben zu beurteilen, die für heute verfasste Erklärungen zu gelten haben. Denn damit würden wir uns besserwisserisch über die Menschen erheben, die sie verfasst haben. Das kann nicht unser Weg sein. Wir haben uns vielmehr zu fragen, wie *unser* Weg aussehen kann, mit unserem geschichtlichen Erbe umzugehen, wie wir unser Gedenken und unsere Trauer auf angemessene Art und Weise zum Ausdruck bringen können.

Der Weg, sich über andere zu erheben, ist nicht der Weg derjenigen, die ihr Leben in der Nachfolge Jesu leben wollen. Für sie gilt vielmehr die Vaterunserbitte „Und vergib uns unsere Schuld“. Diese Bitte ist Ausdruck einer Demut, die nichts, aber auch gar nichts mit Unterwürfigkeit zu tun hat. Diese Demut weiß darum, dass auch wir in unserem Leben immer wieder Schuld auf uns laden und auf Vergebung angewiesen sind – und dass wir unsere Schuld nicht verdrängen dürfen, sondern zu sehen und auch zu bekennen haben.

Die Konsequenz, die wir aus dem belastenden Erbe unserer Geschichte ziehen können, zielt somit auch darauf ab, wie wir über dieses Erbe denken und sprechen. So sollten wir nicht pauschal über alle urteilen, die im Zweiten Weltkrieg in Deutschland als Soldaten eingezogen wurden. Vor längerer Zeit sprach ich mit einem Mann, der im Jahr 1928 geboren wurde. Er

erzählte mir, dass er eingezogen wurde, als er noch keine fünfzehn Jahre alt war. Und als er sagte, wie froh er war, dass er nie auf einen Menschen hat schießen müssen, da war dies zutiefst glaubwürdig. Ein pauschales Urteil, das alle deutschen Soldaten zu Mördern erklärt, würde Menschen wie ihm schwer Unrecht tun. Das heißt andererseits nun jedoch keineswegs, dass Unrecht nicht klar benannt werden darf. Viele derjenigen, die damals schwere Schuld auf sich geladen haben, waren deutlich älter als fünfzehn, wussten genau, was sie taten, und taten dies freiwillig.

Fragen wir also, wie wir mit unserem belastenden geschichtlichen Erbe umgehen können, dann sehen wir: Gedenken an die Opfer und Trauer um sie gehören ebenso zu einem angemessenen Umgang mit diesem Erbe wie ein klarer Blick, der pauschale Urteile so wenig zulässt wie ein Verdrängen dieses Erbes. Wir tun gut daran, entsprechend diesem Blick auf unser geschichtliches Erbe auch unsere Gegenwart in den Blick zu nehmen. Und so gehört zu einem angemessenen Blick auf unsere Vergangenheit auch ein ebenso klarer Blick, der unsere Nächsten in unserem gegenwärtigen gesellschaftlichen Leben in den Blick nimmt:

- die Geflüchteten, die in unser Land gekommen sind, weil sie hofften, hier in Sicherheit zu sein, und nun oft die bittere Erfahrung machen müssen, auch hier zum Teil abgelehnt, im Extremfall sogar bedroht und angegriffen zu werden,
- die Juden, die seit Jahrzehnten in unserem Land leben und sich jetzt zum Teil nicht mehr trauen, ihre Kippa in der Öffentlichkeit zu tragen und somit als Juden erkennbar zu sein,
- die Musliminnen und Muslime, die allein aufgrund ihres Glaubens dem Verdacht ausgesetzt sind, als potentielle Terroristen unsere Gesellschaft zu bedrohen, und deshalb in zunehmendem Maße Ausgrenzung erfahren,

und

- die anderen Mitmenschen, die in unserem Land Hass und Gewalt erleiden, weil sie als Fremde ausgegrenzt werden.

Sie haben viel miteinander zu tun – der Blick auf unser geschichtliches Erbe und der Blick auf unsere Nächsten. Möge Gott uns diesen klaren Blick schenken!

Amen.